

aufkommende Volkssportart stand zunächst auch ein gesellschaftlich skeptisches Umfeld entgegen. Er musste sich gegen überhöhte konventionelle Vorstellungen von Turnen und Gymnastik durchsetzen, stand sogar phasenweise im Verdacht, internationale neomodische Entwicklungen gegenüber nationalen Belangen zu präferieren. Der Kampfsport wurde daher aus bürgerlicher Perspektive als nicht gesellschaftsfähig angesehen und war bis in die 1960er-Jahre hinein vorwiegend als Arbeitersport apostrophiert (Weiler 2007).

Sowohl die Soziale Arbeit als auch der Fußball entwickelten ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Regeln und Methoden, die Vorgehensweisen, Abläufe und Haltungen systematisierten und damit definierbare rationale und kontrollierbare Handlungsmuster hervorbrachten. Für die Soziale Arbeit war es die Herausbildung einer besonderen Auffassung von angewandter Erziehung, die sich in der späteren Methodenlehre niederschlug, und für den Fußball waren es erste und vage Vorstellungen von einer Trainingslehre. Beide kamen nicht ohne modifizierte Grundlagen aus der allgemeinen Pädagogik aus. Die zunehmende Systematisierung und theoretische Begründung der Sozialen Arbeit mündete in die spätere Sozialarbeitswissenschaft, die des Fußballs in die Sportwissenschaft. Beiden gemeinsam ist, dass sie zunächst als Geisteswissenschaften klassifiziert wurden, die Sportwissenschaft sich zwischenzeitlich aber immer deutlicher als Naturwissenschaft konturiert. Gemeinsam ist ihnen aber auch der Rückgriff auf die Sozialwissenschaften, um gesellschaftliche Prozesse analysieren, verstehen und bewerten zu können.

Ausgewählte Aspekte von dieser Entwicklung beizutragen und damit auch Schnittmengen zwischen Sozialer Arbeit und Fußball zu kennzeichnen, ist Ziel dieses Aufsatzes. Er beschränkt sich auf die Anfänge und umfasst somit den Zeitraum zwischen dem Deutschen Kaiserreich und der Weimarer Republik.

### Offene Fragestellungen

Fußball hat in den vergangenen Jahrzehnten einen nicht prognostizierbaren Aufschwung erfahren. Zehntausende strömen am Wochenende in Stadien, die zu Eventarenen stilisiert wurden, um dort einem Spektakel beizuwohnen, das nach einem festen Reglement und einem verobjektivierten System abläuft und somit auch den Wettkampfcharakter unterstreicht. Die Wahrnehmung der Zuschauenden hingegen ist subjektiv; es bleibt ihnen überlassen, auf dem Rasen ein ausgeklügeltes Strategiespiel zu beobachten oder einem Wettkampf zwischen

„Eins gleich vorweg: Trainingssprache ist Deutsch!“ Das waren die ersten Worte, mit denen der Trainer der neu formierten E-Jugend im Fußballverein unseres Sohnes den ersten Elternabend eröffnete. Und das nicht ohne Grund: Außer unserem Kind gab es einen weiteren Nachwuchskicker mit Deutsch als Muttersprache. Die übrigen Eltern waren aus der Türkei, Polen, vom Balkan oder aus dem Libanon eingewandert. Die Worte des Trainers ernteten keinen Widerspruch.

Dieser Abend liegt nun schon ein paar Jahre zurück. Viele Stunden haben wir bei Turnieren oder beim Abholen vom Training gemeinsam am Spielfeldrand verbracht, mit Smalltalk und Fachsimpeln. Vor allem erlebten wir gemeinsam, wie unsere Kinder zu einer Gemeinschaft wurden. Der Fußball als verbindendes Element ließ die unterschiedlichen Nationalitäten weit in den Hintergrund treten. Trainer und Verein vermittelten den heranwachsenden Kindern Sportsgeist und Leistungsbewusstsein, schenkten Aufmerksamkeit und Wärme ebenso, wie sie auch Zuverlässigkeit bei Terminen und Einsatzbereitschaft mit den im Fußball üblichen klaren Worten einforderten.

Solche persönlichen Erfahrungen lassen vermutlich eindrucksvoller als alle gut gemeinten politischen Appelle für mehr bürgerschaftliches Engagement erkennen, welche unschätzbaren Dienste Sportvereine für unsere Gesellschaft leisten. Trainern, ehrenamtlichen Betreuerinnen und Vorständen kann man gar nicht genug danken für diesen Dienst. Geld spielt bei den allermeisten von ihnen keine Rolle. „Übungsleiterpauschale“ ist zumindest in unserem Verein ein Fremdwort, trotz „Trainingsprache Deutsch“.

Einen Vater vom Elternabend traf ich übrigens neu-lich, als wir mit einer katholischen Gruppe eine nahe gelegene Moschee besichtigten. Er leitete die Führung und betonte, wie wichtig auch seiner Gemeinde solche interreligiösen Kontakte seien. Fairplay zwischen Nationalitäten und Religionen funktioniert besser als mancher angesichts der Sarrazin-Debatte der vergangenen Monate glauben mag.

Burkhard Wilke  
wilke@dzi.de